

HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2033*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2034*

Andrej Džakov: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Džakov: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Džakov: *Hinter dem Horizont*

Suren Zormudjan: *Das Erbe der Ahnen*

Sergej Moskwina: *In die Sonne*

Mehr Informationen auf:

diezukunft.de ➤

SUREN ZORMUDJAN

**DAS ERBE
DER AHNEN**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen
von Matthias Dondl

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
НАСЛЕДИЕ ПРЕДКОВ



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 7/2014

Redaktion: Maria Peeck

Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:

David Drevs

Copyright © 2012 by Dmitry Glukhovsky

Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2014

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Satz: Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31551-8

www.diezukunft.de

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu beschreiben?

Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits 45 Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst mittlerweile über 90 verschiedene Schauplätze, von Sotschi am Schwarzen Meer über Nowosibirsk bis zum Hohen Norden Russlands.

»Das Erbe der Ahnen« ist bereits der zweite Roman, den Suren Zormudjan für das METRO 2033-UNIVERSUM geschrieben hat. Umso mehr freut es uns, diesen großartigen Autor heute den deutschsprachigen Lesern vorzustellen.

Aber nicht nur russische Schriftsteller tragen dazu bei, dass sich das METRO 2033-UNIVERSUM immer weiter ausdehnt. So haben ein englischer und ein italienischer Autor bereits ihre Versionen der METRO-WELT vorgelegt (siehe Tullio Avoledos »Die Wurzeln des Himmels«), und auch Kollegen aus Spanien und Frankreich stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu bereichern.

Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch

deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?



SUREN ZORMUDJAN

**DAS ERBE
DER AHNEN**

INHALT

Prolog	13
--------	----

ERSTER TEIL: Nebel

1	Die Exklave	35
2	Das Fort	53
3	Das Hakenkreuz	69
4	Feindkontakt	82
5	Der Blick in den Abgrund	104
6	Der Sonderauftrag	120

ZWEITER TEIL: Die Festung

7	Gespenster der Vergangenheit	137
8	Die Verschwörung	155
9	Dignidad	177
10	Die Stadt	193
11	Der Fremdländer	208
12	Das Elternhaus	222
13	Die gesprächige Geisel	237
14	Im Labyrinth	249
15	Versuch macht klug	269

DRITTER TEIL: Tod mit uns

16	In der Welt der ewigen Nacht	283
17	Der Pakt	296
18	Gleise und Gebeine	310
19	Das Monster	322
20	Erdarbeiten	332
21	Spuk hinter der Wand	351
22	Krieg	363
23	Das Erbe der Ahnen	383
24	Die Antwort	396
25	Tod mit uns	419
	Epilog	439
	Anmerkungen	443

PROLOG

Vor langer Zeit ...

Auf einmal bestanden die Wände nicht mehr aus Ziegeln. Wieso eigentlich? Ach ja! Vorhin waren sie an einer Einsturzstelle vorbeigekommen, wo eine massive Deckenplatte eingebrochen war. Rostiger Bewehrungsstahl hatte die Deckentrümmer beim Absturz gebremst. In das klaffende Loch ragten knorrige Baumwurzeln, die jede Schwachstelle im Erdboden nutzten, um einzudringen.

Die jungen Entdecker hatten sich durch den verbliebenen Spalt gezwängt und waren in einen schnurgeraden Gang gelangt. Erst jetzt fiel ihnen auf, dass die ebenmäßigen Rundbögen aus rotem Ziegel fehlten. Das alte Gemäuer, an dem die Spuren der Zeit und eines längst vergangenen Krieges hafteten, war von einem schmucklosen Korridor abgelöst worden. Senkrechte Wände, waagerechte Decke. Und alles aus Stahlbeton.

An den Wänden konnte man den Abdruck der hölzernen Schalung erkennen, in die der Beton einst eingebracht worden war, an manchen Stellen sogar das Muster der Holzmaserung. Geistreiche Inschriften wie »Zoi lebt«, »Katja + Petja«, »FRK-17«, »Eminem«, »Ausscheider 98« oder »Ich mach's dir – Olja +7955 555« gab es hier nicht mehr. Nur noch nackten Beton.

An der Decke befanden sich rostige Kabelhalterungen, und an manchen Stellen hingen noch kümmerliche Überreste einer Stromleitung. Auch leere Schraubfassungen für Glühlampen zeugten

davon, dass es hier früher einmal eine Beleuchtung gegeben haben musste.

Der Korridor war relativ schmal. In den Wänden taten sich von Zeit zu Zeit Nischen auf, hinter denen man Türen vermutet hätte. Doch wenn man mit der Taschenlampe hineinleuchtete, stieß man nach kaum einem halben Meter wieder auf eine nackte Wand. Wozu waren diese Nischen gut?

Diese Frage stellten sich vermutlich alle vier, doch nur Ruslan sprach sie aus.

»Was soll das hier?« Er trat in eine der Nischen und schlug mit der flachen Hand gegen die Wand.

»Weiß der Geier«, erwiderte achselzuckend Jegor Chrustalew, der von seinen Freunden Chrust genannt wurde. Mit seiner Taschenlampe beleuchtete er abwechselnd die Wand und Lenas Hintern, den eine hautenge Jeans umspannte.

»Lass das!«, entrüstete sich Lena. Sie hielt Chrust kurzerhand ihre Kamera vor die Nase und betätigte den Auslöser.

»Du spinnst wohl!«, protestierte der junge Mann, als er vom Blitz geblendet wurde. Doch als er ruckartig den Kopf wendete, war seine sommersprossige Visage bereits auf dem Monitor der Digitalkamera eingefroren. »Freches Luder!«

»He, Chrust!«, bellte Ruslan, dem seine hünenhafte Statur den Spitznamen Klitschko eingebracht hatte. »Benimm dich, sonst gibt's eins auf die Nuss!«

»Sag das lieber deiner Tussi ...«

»Und für die Tussi noch eins extra!«

Den Schluss der Gruppe bildete Alexander Sagorski, den sie in der Clique Sascha, Sanjok oder Harry Potter nannten. Der Spitzname drängte sich förmlich auf. Sanjok war klein, trug eine runde Brille und guckte stets todernt aus der Wäsche – lächerlich ernst für einen siebzehnjährigen Burschen. Sein Äußeres schien es ihm förmlich zur Pflicht zu machen, der Klügste und Belesenste der Clique zu sein. Und natürlich hatte er nichts mit Mädchen.

Ruslan war mit Lena zusammen. Jegor hatte ständig wechselnde Freundinnen, die er sich nicht nur in der Schule, sondern sogar an der Uni anlachte. Harry Potter hatte dafür Bücher, das Internet und die besten Noten in der Klasse. In allen Fächern, außer in Sport. Außerdem wusste er, wie man unter Umgehung des Museums in den Untergrund unter dem Fort 5 gelangte.

»Anscheinend war hier ein Installationskasten«, murmelte er, während er mit seiner Taschenlampe in die Nische leuchtete und die Wand inspizierte. »Vermutlich verlief ein Kabel von der Decke hier runter, das sieht man noch an den Halterungen.«

»Was für ein Kasten?«, fragte Jegor.

»Ein Verteilerkasten.«

»Unser Streber weiß wieder mal alles«, lästerte Jegor.

»Fällt dir was Besseres ein?«, gab Sanjok zurück.

»Nein, nein. Du bist schließlich das Gehirn der Truppe«, erwiderte Jegor augenzwinkernd.

»Was trödeln wir hier rum, weiter geht's«, rief Ruslan, richtete seine Taschenlampe wieder nach vorn und setzte sich in Bewegung.

Lena knipste noch rasch ein Foto von der Nische und schloss zu ihrem Freund auf.

»Interessant«, sagte sie begeistert. »Ich hätte nicht gedacht, dass Fort 5 so viel größer ist, als man sich gemeinhin erzählt.«

»Das ist nicht Fort 5«, behauptete Sanjok mit wichtiger Miene.

Auch jetzt ging er am Schluss des Quartetts und blickte immer wieder verstohlen zu Lena. Oft wünschte er sich, er wäre so groß und sportlich wie Ruslan. Dann würde Lena jetzt vielleicht an *seiner* Seite gehen.

»Wieso ist das nicht Fort 5?«, erkundigte sich Jegor. »Wir sind doch ins Fort 5 eingestiegen?«

»Wir sind in einen Schacht am Rand des Forts eingestiegen und haben es jetzt schon wieder verlassen. Diese Gänge hier weisen eine andere Architektur auf und stammen aus einer anderen

Zeit. Wir befinden uns in einem Korridor, der Fort 5 mit einem anderen Objekt verband.«

»Und womit?«

»Das kann ich noch nicht sagen. Nach allem, was ich aus der Bibliothek und aus dem Netz weiß, ist der Untergrund unter Kaliningrad – ach, was sage ich: unter ganz Ostpreußen – löchrig wie ein Schweizer Käse. Das kann man sich überhaupt nicht vorstellen!«

»Ach was«, brummte Ruslan. »Diese Geschichten sind doch alle frei erfunden.«

Sanjok verzog das Gesicht. Er mochte es überhaupt nicht, wenn Ruslan ihm widersprach. Die intellektuelle Ebene war nun mal Harry Potters Domäne. Und diese einzige Bastion seines Selbstwertgefühls wollte er auf keinen Fall preisgeben.

»Und wo gehst du gerade lang? Etwa in einem frei erfundenen Korridor?«

»Der Korridor hier heißt noch gar nichts. Solche Gänge gibt es doch überall unter der Stadt und sogar außerhalb. Auch in Baltijsk. Und in Tschernjachowsk. Und weiß der Henker, wo noch. In Rjabinowka zum Beispiel.«

»Na eben, du sagst es.« Sanjok triumphierte. »Wozu, glaubst du, wurden diese Gänge angelegt? Doch nicht, um darin spazieren zu gehen. Irgendwo müssen sie schließlich hinführen. Erinnerst du dich, dass sie im Marine-Kulturzentrum – da, wo du immer mit Lena in die Disco gehst – auf eine ganze Panzerfaust-Fabrik gestoßen sind? Die Fabrik erstreckt sich auf mehreren unterirdischen Etagen. Die Deutschen hatten sie unter Wasser gesetzt. Und wann kam das heraus?«

»Vor ungefähr zehn Jahren.«

»Siehst du! Seit einem halben Jahrhundert leben hier Russen, und bis vor Kurzem hatte keiner auch nur einen blassen Schimmer davon, was sich allein unter diesem einen Gebäude befand. Erfahren hat man davon erst, als sich die Deutschen entschlossen, uns alte Archive über Königsberg zu übergeben. Wir wissen fast nichts

über das, was sich hier im Untergrund befindet. Vom Marine-Kulturzentrum konnte man übrigens bis zum heutigen Haus der Kunst durchgehen, ohne die Oberfläche zu betreten. Alle Keller zwischen diesen beiden Punkten waren durch Tunnel verbunden. Die Kneiphöfische Langgasse hatte ein unterirdisches Pendant.«

»Was für eine Kneipengasse?«, wunderte sich Jegor.

»Die Kneiphöfische Langgasse«, verbesserte Sanjok. »So hieß früher der Lenin-Prospekt.«

»Mann! Das ist ja ein Zungenbrecher«, erwiderte Jegor grinsend. »Ich dachte, der Lenin-Prospekt hätte unter den Deutschen Hitler-Prospekt geheißten.«

Ruslan lachte.

»Wer weiß, Rusik, vielleicht finden wir das Bernsteinzimmer«, sagte Lena und nahm Klitschko bei der Hand. »Stell dir vor. Wir würden bestimmt eine tolle Belohnung bekommen.«

»Ernsthaft, da kämen wir wahrscheinlich sogar ins Fernsehen«, sagte Jegor, der vorausgegangen war.

»Das wäre cool, nicht wahr, Rusik?«

»Trotzdem, Sanjok. Überleg doch mal. Wann hätten sie die unterirdische Stadt denn bauen sollen? Wie lange waren die Faschisten in Deutschland an der Macht?«

»Die Faschisten waren in Deutschland niemals an der Macht«, dozierte kopfschüttelnd Sanjok.

Die anderen drehten sich um und schauten ihn verwundert an. Jegor zeigte mit dem Finger auf ihn.

»Jetzt hast du dich aber verrannt, Potter«, sagte er siegessicher. »Willst du uns für dumm verkaufen? Wieso sollen sie nicht an der Macht gewesen sein? War Hitler etwa ein Krishna-Jünger?«

»Im Ernst, Sanjok, was redest du da für ein Blech?«, pflichtete Ruslan bei.

»Dummköpfe«, seufzte Sanjok. »Zu eurer Information: Die Faschisten waren in Italien an der Macht. In Deutschland waren es die Nationalsozialisten.«

»Was macht das für einen Unterschied?«, erkundigte sich Lena.

»Zum Beispiel haben die Faschisten niemals Juden verfolgt.«

»Klugscheißer«, spottete Jegor.

»Du kannst mich mal gern haben!«

»Warte mal«, fuhr Ruslan fort. »Also meinetwegen die Nazis, ist doch egal. Aber wie lange waren sie an der Macht? Sie hatten doch gar nicht genug Zeit, um eine ganze unterirdische Stadt zu bauen.«

»Von einer Stadt habe ich überhaupt nichts gesagt. Obwohl ich es nicht ausschließen möchte. Ich meine Versorgungsschächte und Tunnel, die wichtige Objekte miteinander verbanden. Und was die Zeitspanne betrifft, da lässt du einen wichtigen Faktor außer Acht.«

»Und der wäre?«

»Die Millionen von Zwangsarbeitern, die aus Angst vor Folter und Tod rund um die Uhr schufteten, um ein Stück Brot zu bekommen und irgendwie zu überleben. Ich kann dir ein Beispiel für ihre Leistungsfähigkeit nennen: Werwolf.«

»Was?«

»Werwolf. So hieß ein Führerhauptquartier bei Winniza in der Ukraine. Die Deutschen hatten das Gelände 1941 erobert. 1944 wurden sie von der Roten Armee wieder vertrieben. Sie waren also nur drei Jahre dort. In diesem Zeitraum haben sie mitten in einem Tannenwald eine gigantische Bunkeranlage aus dem Boden gestampft. Und nicht nur Bunker, sondern auch Infrastruktur. Ein komplettes Militärlager mit Kraftwerk und ein Flugfeld für die Luftabwehr. Über dieses Führerhauptquartier weiß man praktisch nichts. Erst kürzlich hat man festgestellt, dass dort eine erhöhte radioaktive Strahlung herrscht. Dabei lag Winniza nicht im eigenen Land, sondern war nur besetztes Gebiet. Hier aber war Deutschland. Ihr eigenes Territorium. Sie hatten mehr als genug Zeit, und als Arbeitskräfte setzten sie Inhaftierte aus den Konzentrationslagern ein. Außerdem gab es ja bereits unterirdi-

sche Befestigungsanlagen aus dem 19. Jahrhundert und andere unterirdische Bauwerke, die der Deutsche Orden siebenhundert Jahre zuvor errichtet hatte. Nicht zu vergessen die geheimen Bunker der heidnischen Prußen, die sich dort vor den Rittern des Deutschen Ordens versteckten. Das alles konnte bei den geheimen Bauprojekten genutzt werden, was bestimmt auch geschah.«

»Wahnsinn, Sanjok, wie passt das nur alles in deinen Kopf?«, staunte Lena.

Sie hatte das eigentlich als Kompliment gemeint, doch Sanjok dachte, sie mache sich über ihn lustig. Er warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

»Wenn man sich nicht ständig mit schicken Klamotten und den Songs der Ranetki beschäftigt, bleibt eben viel Platz im Kopf.«

»Arschgeige!«, zischte Lena.

Die Beleidigung versetzte Sanjok einen Stich, andererseits freute er sich über die gelungene Provokation.

»Und wisst ihr, was ich euch noch sage, Freunde?«, fragte er grinsend.

»Du stresst«, murmelte Jegor, der mittlerweile bereits einige Meter vor den anderen ging.

Sanjok ignorierte die Bemerkung. »Warum hat König kapituliert? Habt ihr euch darüber schon mal Gedanken gemacht? Als erste deutsche Großstadt. Der Vorposten der gesamten Region.«

»Ganz einfach«, winkte Ruslan ab. »Weil unsere Truppen den Deutschen die Hölle heißgemacht haben. Sie hatten keine Wahl.«

»Klitschko, drei Tage!«, entgegnete Sanjok. »Am 6. April begann der Angriff der Roten Armee, am 9. April hat Otto von Lasch kapituliert! Warum? Sie leisteten doch sonst überall erbitterten Widerstand. Außerdem ging es nicht um Stalingrad, sondern um ihr Vaterland. Trotzdem haben sie sich nach drei Tagen ergeben. Und nicht etwa den Briten oder Amerikanern, sondern den barbarischen Bolschewisten. Das sah ihnen überhaupt nicht

ähnlich! Die Truppen im Samland waren in der Nähe. Im Süden standen zweiundzwanzig Divisionen. Königsberg war eine Festung, Territorium des Reichs. Und die kapitulieren.«

»Du tust gerade so, als ob hier nur taktische Spielchen stattgefunden hätten«, ereiferte sich Jegor, der ernsthaft verärgert klang. »Weißt du Idiot überhaupt, was uns diese Schlacht gekostet hat? Mein Urgroßvater ist hier gefallen. Ist dir klar, was für schreckliche Verluste wir hatten? Aber dafür haben wir sie in die Mangel genommen. Und diesem Druck konnten sie nicht standhalten. Das ist die Wahrheit!«

»Hör doch auf! Sie hätten noch lange durchhalten können. Und eine Zeit lang haben sie ja auch gekämpft. Sie haben auf Zeit gespielt. Warum, wissen wir nicht. Ihnen war klar, welcher Übermacht sie gegenüberstanden. Trotzdem haben sie das Ultimatum vom 8. April abgelehnt. Und am 9. April dann kapituliert. Und zwar, weil sie massive Bombenangriffe vermeiden wollten. Die hätten nämlich zum Einsturz der unterirdischen Anlagen führen können. Die Fritzen hatten hier irgendwas im Untergrund. Und das existiert heute noch. Den Deutschen war klar, dass wir nicht lange gefackelt hätten, wenn der Sturmangriff auf die Stadt ins Stocken geraten wäre. Es ging ja nicht um die Befreiung einer sowjetischen Stadt. Nicht um das polnische Krakau, dessen Zerstörung man verhindern wollte, selbst wenn es sowjetische Soldaten das Leben kostete. Hier ging es um eine Stadt des verhassten Feinds. Da spart man nicht mit Bomben. Zumal es wichtig war, möglichst schnell nach Berlin vorzustoßen. Bevor es den Deutschen einfallen konnte, einen Separatfrieden mit den Westmächten zu schließen und mit ihnen eine gemeinsame Front gegen uns aufzumachen.«

»Das ist doch alles an den Haaren herbeigezogen. Du behauptest das nur, um deine Theorie zu stützen.«

»Jegor, wenn du weniger Zeit mit Weibern verbringen und dafür mehr lesen würdest, dann wüsstest du, dass man so etwas eine

Hypothese nennt. Jede Hypothese muss durch praktische Beobachtungen überprüft werden. Und genau das tun wir.«

»Also gut«, mischte sich Ruslan ein. »Was spricht denn noch für deine Theorie – für deine Hypothese, besser gesagt?«

»Ich habe da einen Verdacht.«

Harry Potter fiel eine etwa zehn Zentimeter breite Nut auf, die im Boden und seitlich in den Wänden verlief. Er schwenkte die Taschenlampe nach oben. An der Decke befand sich eine Stahl-schiene. Außer ihm hatte sie niemand bemerkt. Aber auch er maß der seltsamen Entdeckung keine besondere Bedeutung bei und ging weiter.

»Was für einen Verdacht?«, bohrte Klitschko nach. »Dass die Deutschen hier die Beute versteckt haben, die sie in der Sowjetunion zusammengerafft haben? Das Bernsteinzimmer? Goldkronen von Kriegsopfern?«

»Unsinn! Das ist völlig abwegig. Wegen irgendwelcher Schätze hätten sie das nie gemacht.«

»Weswegen dann? Was hatten sie hier Wichtiges versteckt, dass sie sich entschlossen, wie du sagtest, auf Zeit zu spielen? Was wollten sie durch ihre Kapitulation vor der Vernichtung durch massive Bombenangriffe bewahren?«

Ruslan richtete seine Taschenlampe direkt auf Sanjok. Der hielt sich schützend die Hand vors Gesicht.

»Hast du schon mal von der Heinkel 177 gehört?«, fragte er, anstatt zu antworten.

»Was soll das sein? Ein geheimes Labor wie in diesem Ammenmärchen über Königsberg-13?«

»Nein. Ich meine das Flugzeug He-177. Ein schwerer deutscher Bomber.«

»Ich dachte, die Fritzen hätten nur Messerschmitts und Junkers gehabt«, kommentierte Jegor.

»Du solltest lieber nichts denken, Chrust, das liegt dir nicht«, ätzte Sanjok.

»Leck mich ...«

»Regt euch ab«, beschwichtigte Ruslan. »Potter, was hat das Flugzeug mit der Sache zu tun?«

»Folgendes: Von diesem Bomber gab es eine Version He-177 V38. Offenbar ein Prototyp. Ein Spezialflugzeug für Erprobungszwecke. Ende 1943 wurde es zum Kampfgeschwader 1 Hindenburg verlegt. Und wo war dieses Geschwader stationiert?«

»Du wirst es uns sicher gleich sagen.«

»In Ostpreußen. An den Fliegerhorsten Seerappen und Prowehren. Nicht weit von König. Also bei uns.«

»Und was ist nun mit dem Flugzeug?«

»Es geht nicht um das Flugzeug selbst, sondern um seine Zweckbestimmung ...«

Harry Potter konnte seinen Satz nicht zu Ende sprechen. Ein Schrei von Jegor und direkt danach ein schriller Schreckensruf von Lena unterbrachen abrupt das Gespräch. Reflexartig richteten Ruslan und Sanjok ihre Taschenlampen nach vorn.

Direkt vor Chrust war der Boden nach oben geklappt, während ihm gleichzeitig die Füße wegsackten. Er war offenbar auf einer großen Stahlbetonplatte gelandet, in der quer zum Korridor eine Drehachse verlief. Als die heimtückische Falltür jäh in die Vertikale schwenkte, warf Jegor die Arme in die Luft und verlor die Taschenlampe. Vergeblich versuchte er noch, sich am Rand der Platte festzuhalten, ehe er seiner Taschenlampe hinterher in den gähnenden Abgrund eines verdeckten Schachts stürzte. Die Falltür indes vollendete ihre Drehung und verschmolz wieder mit dem Boden.

»Verdammt!«, rief Ruslan, rannte zum Ort des Geschehens und versuchte, die Platte mit den Händen nach unten zu drücken.

»Rusik! Nicht! Vorsicht!«, schrie Lena hysterisch, während sie auf der Stelle hüpfte und mit den Händen wedelte.

Sanjok eilte Ruslan zu Hilfe. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, die schwere runde Platte in Bewegung zu setzen. Im Boden

tat sich ein halbmondförmiger Durchlass auf. Aus der Tiefe drang ein sich rasch entfernender Schrei, der an den Schachtwänden widerhallte. Kurz darauf erstarb der Schrei, nur sein Echo spukte noch durch den pechschwarzen Schlund – schauerhaft und nervenzerreißend.

Das verbliebene Trio bemerkte plötzlich, dass der ganze Korridor vibrierte. In ihrem Rücken hörten die drei ein quietschendes Geräusch. Kurz darauf ertönte ein dumpfer metallischer Schlag, und ein leichter Windstoß wehte durch den Gang.

»Was war das?«, rief Ruslan.

»Rusik, ich habe Angst!«, wimmerte Lena. »Was ist mit Chrust passiert?«

»Halt den Mund!«

Klitschko stand auf und lief zurück. Sanjok folgte ihm.

»Lasst mich nicht allein!«, kreischte Lena und rannte hinter den beiden her.

Die Jungs hatten nicht vor, sie allein zu lassen. Sie wollten nur nachsehen, was das für ein Geräusch gewesen war. Kurz darauf standen sie vor einer massiven Wand aus Stahl. Sanjok fielen die Nuten im Boden und in den Wänden wieder ein. Jetzt war die Sache klar: Die Schiene, die er an der Decke gesehen hatte, war die Unterkante der massiven Stahlplatte, die ihnen nun den Weg versperrte. Entlang der Aussparungen in den Wänden war sie herabgeglitten und in der Nut im Boden eingerastet.

»Mamotschka!« Lena hüpfte schon wieder auf der Stelle und biss sich in die Finger. »Was passiert hier eigentlich?!«

Sanjok und Ruslan schauten einander ratlos an. Aus ihren Blicken sprach unisono die Frage: Was nun? Vor ihnen befand sich eine breite Falltür, der Rückweg war ihnen durch eine massive Wand aus Stahl abgeschnitten. Jegors grauenhafter Schrei steckte ihnen tief in den Knochen. Quälend langsam war er im Abgrund verhallt. Sie konnten sich ausmalen, wie enorm tief der Schacht unter der Falltür sein musste.

Am Waldrand standen ein russischer Kleinbus des Ministeriums für Notfallsituationen, ein VW-Bus der Presse, mehrere Pkws und ein KAMAS-Lkw des Rettungsdienstes. Etwas abseits davon war ein Armeejep geparkt. Neben dem Wagen ging ein Offizier in der neuen Uniform von Judaschkin auf und ab. Er hatte sich ein Stück weit von der Menge der Leute entfernt und seine Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen. Während er sich das linke Ohr mit der Hand zuhielt, presste er sein Handy gegen das rechte Ohr und telefonierte.

Neben dem Kleinbus diskutierten zwei Deutsche in Zivil mithilfe eines Dolmetschers mit drei Männern vom Notfallministerium, die man an ihren Uniformen erkennen konnte. Sie hatten einen großen altertümlichen Plan entfaltet.

Ein halb verhungertes und völlig dehydrierter junger Mann kämpfte sich durchs Unterholz. Erst vor wenigen Minuten hatte er die Erdoberfläche des Hügels erreicht. Er war durch ein schmales Schlupfloch nach draußen geklettert, das mit uralten Ziegeln befestigt und mit dichtem Strauchwerk überwuchert war. Die Mittagssonne blendete ihn. Nach mehreren Tagen im Untergrund war er kein Tageslicht mehr gewohnt. Mit zitternder Hand wischte er eine Spinne von seiner runden Brille und kroch weiter in Richtung der menschlichen Stimmen.

Die junge Reporterin hob das Mikrofon und schob mit der freien Hand noch einmal die Haarsträhne zurück, die ihr der böige Wind beharrlich ins Gesicht pustete.

»Wie sehe ich aus?«, fragte sie den Kameramann.

»Ich würde dich vom Fleck weg heiraten«, flirtete dieser routiniert und rückte das schwere Arbeitsgerät auf seiner Schulter zurecht. »Können wir dann?«

»Okay. Fangen wir an.«

Mit einem Augenzwinkern gab der Kameramann das Startsignal.

»Die Suche nach den vier Schülern der Kaliningrader Schule Nr. 2 dauert nunmehr schon den fünften Tag an. Bei den Vermissten handelt es sich um Ruslan Machejew, Jegor Chrustalew, Lena Berger und Sascha Sagorski. Am vergangenen Samstag hatten die vier Schüler sich gemeinsam auf den Weg in den Untergrund gemacht. Ihr Ziel waren die Kasematten des Forts 5, die sich bei jungen Abenteurern schon seit längerer Zeit größter Beliebtheit erfreuen. Mysteriöse Geschichten über die Geheimnisse der unterirdischen deutschen Labyrinth und Gerüchte, dass dort Menschen spurlos verschwinden, verleihen diesem Fort offenbar eine magische Anziehungskraft. Bis vor Kurzem war man sich darüber einig, dass es sich bei all diesen Geschichten um nichts weiter als urbanistische Legenden handelt, die zum modernen Kaliningrader Lokalkolorit gehören. Das Verschwinden der vier Schüler wirft nun möglicherweise ein neues Licht auf den zweifelhaften Ruf des sagenumwobenen Forts. An der Suche nach den Verschollenen beteiligen sich seit heute auch Vertreter des deutschen Konsulats, die alte Baupläne über das Fort und die angrenzenden unterirdischen Anlagen aus Berliner Archiven beschafft haben. Möglicherweise gelingt es, mithilfe dieser Pläne das Suchgebiet auszuweiten und die vermissten Jugendlichen doch noch zu retten. Wir befinden uns hier im Bereich der ehemaligen Flakbatterie Nummer ...«

»Ruslan Machejew, Lena Berger, Jegor Chrustalew.« Dem jungen Mann gab es einen Stich ins Herz, als er hinter dem Gebüsch die Frauenstimme hörte, die diese Namen aufzählte. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte keine Kraft mehr, zu schreien oder weiterzugehen. Er konnte nicht glauben, dass er sich gerettet hatte. Dass hier, ganz in der Nähe, Leute waren, die ihn suchten. Die *sie* suchten ...

Während der Major den Anweisungen lauschte, die aus dem Lautsprecher seines Mobiltelefons quollen, verfinsterte sich seine Miene immer mehr.

»Zu Befehl! Ja. Ja, verstanden, Herr Oberst. Ja, die Männer habe ich bereits in die Kaserne geschickt. Ja, wie Suchomlin es gesagt hat. Er hat vor Ihnen angerufen ... Und das ist sicher? Das kann doch gar nicht ... Ja. Jawohl! Verstanden, Herr Oberst.« Der Major nahm das Telefon vom Ohr und suchte fieberhaft nach einer anderen Nummer im Menü. »Borschtschow!«, brüllte er. »Verdamnte Scheiße! Wo bist du?! Lass den Jeep an, zack, zack!«

Die Deutschen, die Männer vom Notfallministerium und die Presseleute blickten pikiert in seine Richtung. Vor allem die Reporterin war sichtlich verärgert. Mit seinem unflätigen Gebrüll hatte ihr der Offizier die Aufzeichnung verpfuscht. Jetzt würden sie noch mal von vorn anfangen müssen.

Aus einem Gebüsch in der Nähe eilte der eingeschüchterte Soldat herbei, dem das Donnerwetter gegolten hatte. Er nestelte noch an seinem Hosenstall, während er Hals über Kopf zum Jeep hastete.

Der Major hatte endlich die gesuchte Nummer gefunden und drückte auf das grüne Anrufsymbol. Dann presste er hastig das Handy an sein Ohr, das noch vom vorherigen Anruf gerötet war.

»Hallo! Lida! ... Warte, unterbrich mich nicht! Wo bist du? Sind die Kinder bei dir? ... Gut, also hör zu: Ihr packt jetzt ein paar Sachen zusammen, ruft ein Taxi, egal, was es kostet, und verlasst auf der Stelle Baltijsk. Und zwar auf der Straße Richtung Swetlogorsk. Fahrt nach Otradnoje oder nach Pionerski. Dort treffe ich euch. ... Hörst du mir eigentlich zu?! Was für ein verdammter Strand?! Spinnst du? Ihr verlasst jetzt sofort Baltijsk! Mit dem Taxi. Egal, wie viel ... Scheiße! Gib mir den Verlobungsring und die Ohrringe zurück! Wie kann man nur so begriffsstutzig sein?! Ich sag's noch mal ... Weil dort ein Armeestützpunkt ist und Baltijsk gleich nicht mehr existieren wird, dumme Kuh!!!«

Alle Zeugen des Gesprächs drehten synchron die Köpfe und sahen den Major ungläubig an. In ihren Gesichtern stand die stumme Frage, was der Mann wohl gemeint haben könnte mit diesem

seltsamen letzten Satz, den er für alle hörbar in die Landschaft gebrüllt hatte.

Der Major fluchte, als er seinen Fauxpas bemerkte, wählte die nächste Nummer und verzog sich hinter den nächsten Baum. Dort hörte er plötzlich etwas rascheln und erstarrte vor Schreck: Direkt vor ihm lag ein dunkelhaariger junger Bursche mit Brille im Gras. Seine schmutzige Kleidung war teilweise blutverschmiert, und er hatte einen Rucksack dabei. Der Junge hob den Kopf und schaute ihn mit leeren Augen an.

»Wo kommst du denn her?«, fragte der Offizier.

»Aus ... aus dem Untergrund«, krächzte der Junge mit schwacher Stimme.

»Höchste Zeit, dorthin zurückzukehren«, erwiderte der Major und kniff plötzlich die Augen zusammen.

In der Richtung, wo sich der Militärflugplatz Tschkalowsk befand, war ein unerträglich greller Lichtschein aufgeflammt. Vom Parkplatz schallten erschrockene Rufe und ein spitzer Schrei der Journalistin herüber.

»Es geht los!«, stieß der Major hervor und wandte sich nach dem Jeep um. »Borschtschow!! Lass den Wagen stehen! Zu mir! Schnell!!!«

Hastig zog er den jungen Burschen vor sich auf die Beine und rannte in Richtung der Spuren, die dieser im Gras hinterlassen hatte.

»Wo ist der Einstieg in den Untergrund?«, überschrie er ein dumpfes Grollen, das auf einmal die Luft erfüllte.

»Dort ... dort hinten«, erwiderte der Junge, der sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Über den Himmel jagten ein paar versprengte Wolken, die von einer unsichtbaren Kraft aufgelöst wurden. Während das Grollen bedrohlich answoll, fegte aus heiterem Himmel ein Orkan durch den Wald – ein verheerender Sandsturm, der junge Bäume umriss und alte wie Streichhölzer umknickte. Entwurzelte Sträucher flo-

gen wie Geschosse durch die Luft. Ein Tsunami aus Staub, Geröll und entwurzelter Botanik riss Autos und Menschen am Parkplatz mit sich fort. Als Letzten erwischte es den KAMAS-Lkw. Das leichtere Heck bäumte sich über dem Führerhaus auf, bevor die Druckwelle den ganzen Lkw wegfegte ...

Im Hier und Jetzt ...

Über der Samländischen Halbinsel regte sich kein Lüftchen. Das kam nur selten vor. Ein Grund mehr, die günstige Gelegenheit für eine Ausfahrt zu nutzen. Unaufhaltsam kämpften sich die Stahlketten des schweren PTS-2 durch den Ufersand in Richtung des ehemaligen Truppenübungsplatzes voran.

Im Südwesten hing dicker, schmutziggelber Nebel über der Küste. Die trägen Wasser der Ostsee waren vergiftet – nicht nur infolge der globalen Katastrophe, die inzwischen schon viele Jahre zurücklag, sondern auch durch giftige Kampfstoffe aus dem Zweiten Weltkrieg. Toxische Chemikalien von Chemiewaffen, zu deren Einsatz sich Hitler seinerzeit nicht hatte entschließen können, entwichen aus ihren rostenden Hüllen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das giftige Erbe in die Hände der Siegermächte gelangt, denen nichts Besseres einfiel, als das tödliche Arsenal im Meer zu versenken.

Jahrzehnte später war die Welt in einen Rausch der Selbstzerstörung verfallen: Städte und Länder mitsamt ihren Bewohnern und ihrer Zivilisation wurden ausradiert. Davon unbehelligt, rosteten die chemischen Zeitbomben am Grund der Ostsee weiter vor sich hin.

Ähnlich wie die Menschheit, die sich selbst zugrunde gerichtet hatte, beging das Meer einen selbstmörderischen, aber unvermeidlichen Fehler: Mit seinem salzigen Wasser zerstörte es die Stahlhüllen der Granaten und Bomben, die tonnenweise Senfgas, Tabun,

Sarin, Zyklon B und andere heimtückische Gifte beinhalteten – Gifte, wie sie nur der menschliche Verstand zu synthetisieren vermochte.

Das Wasser war genauso giftig wie der Nebel, der vom Meer her landeinwärts zog. Doch nun, da es völlig windstill war, hatte das Häuflein Überlebender eine der seltenen Gelegenheiten genutzt, sich zum ehemaligen russischen Marinestützpunkt in Baltijsk aufzumachen. Die Menschen benötigten in erster Linie Treibstoff und Ersatzteile für ihre Fahrzeuge und Gerätschaften. All das und noch andere Dinge konnte man dort besorgen, im Ausrüstungs- und Nachschublager des ehemaligen Militärstützpunktes.

Die Ketten des riesigen Amphibienfahrzeugs, auf dessen Ladefläche sogar ein Transportpanzer Platz fand, hinterließen eine markante Spur im Sand. Eine Spur, die nicht so recht ins Landschaftsbild passte, denn in den langen Jahren nach der Katastrophe war jegliches Anzeichen für die Anwesenheit von Menschen verschwunden – jedenfalls an der Oberfläche.

In der Kabine saßen vier Mann. Vier weitere befanden sich im Laderaum, in dessen Heckbereich leere Treibstofffässer auf der Bodenplatte schepperten. Die Männer trugen ABC-Schutzbekleidung. Mit ihren leblosen Gummigesichtern und den verglasten Augenausschnitten sahen sie aus wie geklonte Ausgeburten des Weltuntergangs.

Schweigend ließen sie den Blick durch die Gegend schweifen. Nur selten ergab sich die Gelegenheit, an die Oberfläche zu kommen, um nach Artefakten der erloschenen Welt zu suchen, die sie dringend zum Überleben brauchten. Und nicht jedem wurde die Ehre zuteil, die Welt hier oben betrachten zu können.

Die Welt hier oben – das waren die vom Gift entstellten Bäume des küstennahen Waldes, in dem bizarre Neophyten wucherten und ihre Schatten auf den hellen Sand des toten Strandes warfen. Die trägen braunen Wellen, die aus dem Nebel heranrollten und

in der Brandungszone rostigen Schaum zurückließen. Der Nebel selbst, der seine Transparenz verloren und eine schmutzig gelbe Farbe angenommen hatte, als wäre die Luft über dem Meer zu einem dicken Brei kondensiert. Die im Dunstschleier schimmernden Silhouetten toter Bäume in den Zonen, wo die Vegetation völlig abgestorben war und nur noch bizarre Skelette ihre dürren Äste in den Himmel reckten.

Boris Kolesnikow, ein schlanker Mann mit hellbraunem Haar, blauen Augen und einer Brandnarbe auf der rechten Wange, wandte sich um und blickte zurück. Die doppelte Spur der Raupenkettens verließ entlang der geschwungenen Küstenlinie, die sich bis zur Landspitze erstreckte. Dort konnte man noch die Ruinen der Stadt Jantarny erkennen.

Plötzlich setzte das monotone Dröhnen des V12-Zylinder-Dieselmotors aus, und das vierundzwanzig Tonnen schwere Fahrzeug blieb abrupt stehen. Bei der Vollbremsung senkte sich seine gepanzerte Nase, und das Heck stieg auf. Die Treibstofffässer kippten um und rollten auf die Männer im offenen Laderaum zu.

Boris stoppte eines der Fässer mit dem Fuß. Polternd rollte es zurück, als sich das Heck des PTS jetzt wieder senkte. Mit der flachen Hand, die in einem dreifingrigen Gummihandschuh steckte, klopfte Kolesnikow an die Rückscheibe der Mannschaftskabine. Zwei der vier Männer, die dort saßen, drehten sich um. Als Boris ihnen mit einem fragenden Kopfschütteln zu verstehen gab, dass er gern den Grund für das plötzliche Anhalten wüsste, schwenkten sie die Gasmaskenköpfe und deuteten mit ihren Gummiklauen nach vorn, auf die gepanzerte Frontscheibe der Mannschaftskabine.

Kolesnikow breitete die Arme aus, um zu signalisieren, dass er nichts verstanden hatte. Abermals deuteten die Männer in der Kabine mit energischen Gesten nach vorn. Boris und seine drei Kameraden kletterten aus dem Laderaum aufs Dach, um den Strandabschnitt vor ihnen in Augenschein zu nehmen.

Was die Männer sahen, veranlasste sie, mit den Handschuhen über die Sichtscheiben ihrer Gasmasken zu wischen. Nein. Es war keine Einbildung. Etwa dreißig Meter vor ihnen verliefen menschliche Fußspuren im Sand. Das Letzte, was man in dieser Umgebung erwartet hätte. Die Spuren kamen direkt aus dem Wasser, wo die Brandung sie schon etwas verwaschen hatte. Jemand war quer über den Strand die Düne hinaufgelaufen und hatte sich dort ins trockene Strauchwerk geschlagen, das den küstennahen Wald vom breiten Sandstrand trennte ...



ERSTER TEIL

NEBEL

1

DIE EXKLAVE

In der Dekontaminationskammer standen drei Männer in ABC-Schutzanzügen und warteten geduldig auf die Messergebnisse. Der zuständige Chemiker las sorgfältig die Anzeigen der Geräte ab und nickte zufrieden, ehe er an das dicke Glas klopfte, das die Dekon-Kammer vom Kontrollraum trennte. Dann verschwand er aus dem Blickfeld der Männer, die gerade von der Oberfläche zurückgekehrt waren.

Quietschend öffnete sich die schwere hermetische Tür. Dahinter stand der Chemiker. Auch er hatte einen Schutzanzug an. Allerdings keinen olivbraunen, sondern einen weißen. Außerdem trug er nur eine einfache Atemschutzmaske mit Panoramascheibe.

»Alles im grünen Bereich, Männer«, brummte er durch seine Maske.

Die Ankömmlinge verließen die Kammer, der Chemiker schloss die Tür hinter ihnen. Das Trio begab sich in den Umkleideraum und begann, die Masken und Overalls abzulegen. Selbst wenn die ABC-Schutzkleidung nicht mit Giften von der Oberfläche kontaminiert war, durfte man sie nicht mit in den Wohnbereich des Bunkers nehmen. Sie war ausschließlich für die Oberfläche bestimmt. Der Chemiker dagegen konnte sich in seinem weißen Overall frei in der kleinen, abgeschotteten Welt unter der Erde bewegen, dafür durfte er mit seiner Montur nicht ins Freie hinaus.

Major Stetschkin legte seinen Schutzanzug sorgfältig auf der Sitzbank zusammen, zog sein schwarzes Barett aus dem Schulter-

riemen, pflanzte es auf seinen kurz geschorenen Schädel und schob es wie gewohnt weit zurück auf den Hinterkopf. Der Major war ein kräftig gebauter Marineinfanterist und körperlich in Topform, obwohl er schon auf die fünfzig zuging.

In die schwarzen Locken auf seinem großen runden Kopf hatten sich erste graue Haare gemischt. Tiefhängende buschige Augenbrauen und ein ausgeprägter Stiernacken verliehen ihm ein furchterregendes Aussehen. Doch kaum dass Stetschkin den Mund aufmachte, wurde dieser erste Eindruck durch seine überraschend weiche und etwas näselnde Stimme abgemildert.

»Ihr braucht ja wieder mal ewig«, sagte er zu den beiden anderen, stemmte die Fäuste in die Hüften und grinste. Dabei entblöbte er eine beträchtliche Lücke zwischen den Schneidezähnen.

»Wir haben's gleich, Pawel Wassiljewitsch.«

»Schon recht.« Mit seiner mächtigen Pranke winkte Stetschkin flüchtig ab, wandte sich an den Chemiker und zwinkerte ihm zu. »Bis dann, Mendelejew.«

Der alte Chemiker lächelte und nickte. Der Major verließ den Umkleideraum und ging einen Korridor entlang.

Der getarnte Gefechtsstand Block-6 befand sich unter der Erde in einem Wald nahe der Ortschaft Krasnotorowka, die sieben Kilometer von Jantarny entfernt lag. Die Menschen, die vor der Katastrophe in der Umgebung stationiert gewesen waren, hatten seinerzeit riesiges Glück gehabt, dass sich ein solcher Bunker in unmittelbarer Nähe befand. Die meisten von ihnen hatten zusammen mit ihren Familien überlebt. Auch Leute aus Baltijsk, das knapp dreißig Kilometer südlich lag, hatten hier Zuflucht gefunden. Einer von ihnen war der Mann, der zum Oberhaupt der Siedlung Block-6 geworden war: Pawel Wassiljewitsch Stetschkin.

Der Korridor wurde von einer einzigen Lampe beleuchtet. Das genügte, um Wände und Türen erkennen zu können. Vor der Tür am Ende des Gangs, die zur Behausung des Siedlungsoberhauptes führte – früher hatte sich dort ein Waschraum befunden –,

stand ein betagter, aber groß gewachsener und breitschultriger Mann. Wie Stetschkin trug er eine Flora-Tarnuniform, nur ohne Schulterriemen.

»Willkommen zurück, Kommandeur!« Oberfähnrich Eduard Schestakow bleckte sein lückenhaftes Gebiss und lächelte.

»Hallo, Edik!«

Der Major drückte dem alten Mann die Hand und lud ihn mit einer Geste ein, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Der Haushalt des Kommandeurs war äußerst bescheiden: Ein Bett aus Metall, vorschriftsmäßig gemacht. Ein großer Tisch mit Kerzenständer und Aschenbecher. Drei Hocker. An der Wand gegenüber dem Bett eine Pkw-Rückbank, die als Sofa diente. Eine Kommode. Ein Waffenschrank. Ein brandsicherer Safe. Eine Garderobe, an der ausschließlich Armeeklamotten hingen. An der Wand eine Umgebungskarte. An der Decke eine Quecksilberlampe.

Der Major setzte sich aufs Bett, das protestierend quietschte, und seufzte tief.

»Wieder nicht das, was wir uns erhofft haben?«, fragte Schestakow und ließ sich auf dem »Sofa« nieder.

»Nein.« Stetschkin schüttelte den Kopf. Er legte sich rücklings aufs Bett und hielt sich zum Schutz vor dem grellen Licht die Hand vors Gesicht. »Wie immer haben sie schöne Reden geschwungen über eine mögliche Vereinigung. Nach dem Motto: Wir sind doch ein Volk und gehören zusammen. Sie haben sogar irgendwas von Integration gefaselt. Viele kluge Worte ...«

»Und wieder nichts dahinter?«

»Du sagst es. Wir sollen Geduld haben. Sie seien momentan noch nicht bereit, so viele Leute aufzunehmen. Wir hätten es doch schon so viele Jahre ausgehalten, da käme es auf ein paar Monate auch nicht mehr an.« Stetschkin winkte ab. »Jetzt wäre eine Zigarette recht. Hast du welche dabei?«

»Ich hab doch aufgehört. Vergessen?«

»Stimmt. Respekt.« Der Major setzte sich gerade hin und lehnte den Rücken gegen die Betonwand. »Ich habe gesehen, dass der PTS nicht in der Garage steht. Ist Skworzow doch nach Baltijsk gefahren?«

»Ja.« Schestakow nickte.

»Schade, dass er nicht auf mich gewartet hat. Hoffentlich bringt er mehr Sprit mit, als die alte Schüssel auf dem Hin- und Rückweg schluckt.«

»Er ist doch nicht doof.« Der Fähnrich grinste durch seine Zahnlücken. »Sag mal, Pascha, was hältst du davon, Baltijsk zu erschließen? Dort gibt's doch auch einen Bunker.«

»Warst du da mal drin, Edik?« Stetschkin verzog den Mund zu einem sarkastischen Lächeln. »Das ist ein elendes Rattenloch. Selbst unsere Duschen sind größer als die Räume dort. Und außerdem ... Ich hab mir das mal angeschaut. Vor ... Wann war das gleich? Vor ungefähr fünf oder sechs Jahren. Die Türen sind alle abgeriegelt. Und zwar von innen. Zwei sind angeschmolzen. Sicher noch von der Kernexplosion. Regelrecht zugeschweißt. Die anderen nicht, aber sie sind von innen verriegelt. Und der Eingang oben ist völlig zugewuchert. Die Leute vom Armeestützpunkt, die sich seinerzeit dort verkrochen haben, sind nicht wieder rausgekommen. Der Bunker wurde ihr Grab. Ist ja auch kein Wunder. Die Belüftungseinrichtungen stammen noch aus Zeiten der Sowjetunion. Die Drainagen auch. Jedes Frühjahr stand das Wasser dort bis zu den Knien. Nein, Edik, wir müssen nach Kaliningrad. Ins Fort 5. Da ist genug Platz.«

»Und wenn wir nach Pionerski umsiedeln? Dort gibt es auch keinen giftigen Nebel. Der reicht nur bis zum Kap Taran. Außerdem ist das Meerwasser jenseits des Kaps sauberer.«

»Die haben auch keinen Platz, Edik. Sie leben ohnehin schon wie in einer Sardinenbüchse. Spätestens seit das voll besetzte U-Boot dort angekommen ist. Wir müssen ins Fort 5. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Und, wie geht's denen so, im Fort 5?«

»Alles wie gehabt. Sie haben keinen Grund zur Klage. Ihre Kasematten sind ein ganz anderes Kaliber als unsere. Dieser Gefechtsstand hier war ursprünglich für maximal einjährigen Betrieb nach einem wechselseitigen Atomschlag ausgelegt. Und das auch nur, um die U-Boote dabei zu unterstützen, einen letzten vernichtenden Schlag zu führen. Das Fort 5 dagegen haben die Deutschen als Festung gebaut. Mit Kasernen und allem Drum und Dran. Für Tausende von Leuten, die notfalls auch eine längere Belagerung überdauern sollten. Dazu kommt noch, dass sie im Fort 5 einen ziemlich hellen Kopf in ihren Reihen haben. Er hat unterirdische Anlagen entdeckt, von denen bisher niemand etwas wusste.«

»Was du nicht sagst?« Der Fähnrich zog die grauen Augenbrauen hoch.

»Ganz im Ernst. Dort gibt es Anlagen tief unter der Erde. Die wurden noch von den Faschisten errichtet. Da haben sie Stromgeneratoren gefunden, die von Grundwasserströmen angetrieben werden. Und stell dir vor: Sie haben sie wieder in Gang bekommen!«

»Irrer. Die Fritzen wussten schon, wie's geht.«

»Die Arbeit haben damals bestimmt Strafgefangene gemacht.« Stetschkin hielt inne und seufzte abermals. »Schade um den Sprit, den wir für diesen offiziellen Besuch verschwendet haben.«

»Hast du ihnen wenigstens unsere Situation klargemacht? Dass wir total beengt leben. Dass es an Platz und Ressourcen fehlt. Dass die ganze Umgebung verseucht ist. Und dann dieser Nebel ...«

»Als ob sie das nicht wüssten«, entgegnete Stetschkin genervt. »Ich war doch deswegen nicht zum ersten Mal bei ihnen. Sie wissen alles. Auch, dass unser Tiefbrunnen am Versiegen ist. Bald werden wir nicht mehr genug Trinkwasser haben. Geschweige denn Wasser für die Dekontamination der Leute, die von der Oberfläche kommen. Das mit den giftigen Nebeln, die vom Meer

zu uns herüberziehen, wissen sie auch. Und dass die vielen Kinder, die wir seinerzeit gerettet haben, inzwischen erwachsen sind und ihrerseits gern Familien gründen würden, aber die jungen Paare nicht mal ein ungestörtes Fleckchen finden, weil es so eng ist. Das alles wissen sie im Fort 5 ganz genau. Trotzdem beharren sie stur darauf, dass wir uns gedulden sollen. Das Leben wartet aber nicht. Es geht vorbei.«

»Geht's drum, was dabei zu verdienen?«

»Es gab Andeutungen in diese Richtung. Sie haben mehrmals danach gefragt, welche und wie viele funktionierende Fahrzeuge wir zur Verfügung haben. Wie viele Gewehre und wie viel Munition. Wie hoch die Erträge in den Gemüseplantagen sind und wie die Kaninchenzucht läuft.«

»Klarer Fall. Dieser Dreckskerl Samochin ist auf einen fetten Gewinn aus.«

»Aber der Gewinn liegt doch auf der Hand. Vereint zu sein – das wäre der entscheidende Gewinn!«

»Für uns ist das klar, aber sie begreifen es nicht. Zumindest ihre Führung nicht. Wie denken eigentlich die Leute dort darüber?«

»Die Leute?« Stetschkin blickte auf den Boden. »Das ist eine gute Frage.«

»Inwiefern?« Der Fähnrich horchte auf.

»Ich habe heute diesen Dings dort getroffen. Wie hieß er doch gleich ... Du erinnerst dich sicher an ihn.«

»Wen meinst du?«

»Diesen Zeitsoldaten vom Armeestützpunkt. Er war öfters dienstlich bei uns auf dem Truppenübungsplatz. Kein Russe. Na sag schon ... Er hat sich immer Anstecker an die Tarnuniform geheftet, und du hast dich über ihn lustig gemacht von wegen: super Zielscheibe für einen Scharfschützen.«

»Ach, Tigran?«

»Genau. Tigran. Mist, obwohl ich heute mit ihm gesprochen habe, ist mir sein Name ums Verrecken nicht mehr eingefallen.

Du dagegen hast ihn im früheren Leben zum letzten Mal gesehen und weißt seinen Namen immer noch. Nicht schlecht, altes Haus.« Pawel lächelte.

»Und, wie geht's ihm dort?«

»Ganz gut. Er hat mir interessante Dinge erzählt. Die Bewohner von Fort 5 werden indoktriniert.«

»Inwiefern?«

»Die Geschichte geht so: In der Nähe von Jantarny gibt's eine Ortschaft namens Krasnotorowka. Dort leben Menschen. In einem Bunker. Ihr Anführer ist ein Diktator. Ein aggressiver, brutaler Bandit in Uniform.«

»Oha!« Eduard schlug sich mit den Händen auf die Knie. »Was für ein Schwachsinn. Wie soll ich das verstehen?«

»Versteh es als das, was es ist: Gehirnwäsche. Ein Propagandakrieg, wenn man so will. Wir hätten bei unserem Besuch natürlich nichts davon mitbekommen, wenn mir Tigran das nicht im Raucherzimmer unter vier Augen gesteckt hätte.«

»Und du meinst, das stimmt?«

»Wieso sollte er lügen? Wir haben uns immer gut verstanden. Ein anständiger Kerl. Du kanntest ihn doch auch. Er hat sich sehr über unser Wiedersehen gefreut.«

»Warte mal ...« Schestakow verengte die Augen zu Schlitzen. »Ich glaube, ich weiß jetzt, wie der Hase läuft.«

»Klär mich auf.«

»Sie haben Angst. Verstehst du?«

»Nicht so ganz, ehrlich gesagt.«

»Überleg doch mal. Sie haben Angst vor deiner Autorität.«

»Ach Quatsch, Autorität ...«

»Lass mich ausreden, Pascha.« Der Fähnrich hob beschwichtigend die Hände. »Stell dir vor, es käme zu einem Zusammenschluss. Du kommst ins Fort 5 und bringst zweihundert Leute mit, die dir buchstäblich zu Füßen liegen. Deine Anhänger schwärmen allen Leuten da vor, was du bei uns geleistet hast. Wie du dir den Arsch



Suren Zormudjan

Das Erbe der Ahnen

Metro 2033-Universum-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 464 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31551-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2014

Die Welt im Jahr 2033: Ein furchtbarer Atomkrieg hat nur noch verbrannte Erde hinterlassen. Um zu überleben, haben sich die Menschen tief in die U-Bahn-Schächte der Städte zurückgezogen und dort eine neue Zivilisation errichtet. In Kaliningrad glaubt

Alexander Zagorski in unterirdischen Katakomben eine neue Heimat gefunden zu haben. Doch bald muss Alexander feststellen, dass in den schwarzen Tunneln des Metro-Netzes etwas Böses lauert. Etwas, das weit in die Vergangenheit zurückreicht – als Kaliningrad noch Königsberg hieß

...

 [Der Titel im Katalog](#)